

## Kapitel 1

# Die „Entdeckung“ des Kindes und der Kindheit



1.1	Einleitung: Kinder sind anders . . . . .	12
1.2	Die „Entdeckung“ des Kindes und der Kindheit . . . . .	12
1.3	Das Kindheitskonzept wird konkret . . . . .	17
1.4	Zusammenfassung . . . . .	21
1.5	Literatur . . . . .	21

## 1.1 Einleitung: Kinder sind anders

Zwei Blitzlichter zu Beginn:

„*Betreten der Baustelle verboten! Eltern haften für ihre Kinder.*“ Einem solchen Hinweis ist wohl jeder schon einmal begegnet. Das Interesse des Bauherrn bzw. des von ihm beauftragten Bauunternehmers erscheint uns legitim: Wenn spielende Kinder – und Baustellen können wahre Abenteuerspielplätze sein – Schäden verursachen, dann können die Verursacher nicht zur Verantwortung gezogen und zur Wiedergutmachung dessen, was sie möglicherweise angerichtet haben, verpflichtet werden. Also werden die Eltern an ihre Aufgabe erinnert, und der Geschädigte hält sich im Fall des Falles auch an sie.

„*Die Beschäftigung von Kindern ist verboten.*“ So lautet der erste Satz des § 5 Jugendarbeitsschutzgesetz. Diesen Satz hat z. B. die Filialleiterin eines Supermarktes zu beachten, wenn sie von jungen Leuten angesprochen wird, ob es nicht etwas zu verdienen gebe – Verpackungsmüll beseitigen, Regale einräumen, Prospekte austragen o. ä. m. Bevor sie an der Aufbesserung des Taschengeldes mitwirkt, muss sich besagte Filialleiterin erst überzeugen, dass sie es nicht mit Kindern im Sinne des Gesetzes zu tun hat.

Vorsicht: Kinder sind anders und deshalb bedürfen sie einer anderen Behandlung als Erwachsene! Das ist der Subtext dieser beiden Zitate. Zum Beispiel sind Kinder frei von Verantwortung. Die Folgen ihres Tuns treffen andere, nicht sie selbst. Das gilt selbst dann, wenn sie – zugegeben, ein extremes Beispiel – anderen Kindern Schaden an Leib und Leben zufügen. Kinder sollen auch nicht arbeiten, vielmehr sollen sie frei und unbeschwert spielen und lernen können. Kindheit als einen ganz besonderen Lebensabschnitt zu sehen, als einen Lebensabschnitt, der sich in fast jeder Hinsicht grundlegend vom Erwachsenenendasein unterscheidet, an diesen Gedanken haben wir uns so sehr gewöhnt, dass wir uns kaum vorzustellen vermögen, dies könnte auch hierzulande einmal anders gewesen sein. Kinder ohne „Kindheit“, das ist heute, wo wir sogar gesetzlich festgelegt haben, wann dieser Lebensabschnitt endet, nämlich mit 14 Jahren, undenkbar. Und doch ist „Kindheit“, wie sie in der Aufforderung: ‚Eltern haften für ihre Kinder‘ oder in der Rechtsnorm: ‚Die Beschäftigung von Kindern ist verboten‘ aufblitzt, im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung erst *geworden*. Von den näheren Umständen, den Bedingungen und Hintergründen sowie den Folgen des Entstehens einer besonderen Vorstellung von „Kindheit“ soll in diesem ersten Kapitel die Rede sein.

## 1.2 Die „Entdeckung“ des Kindes und der Kindheit

Es ist eine in der Geschichtswissenschaft selten genutzte Quellenart, die uns erste Hinweise auf „Kindheit“ im eben angesprochenen Sinn liefert: Bilder. Der Historiker Horst Rabe macht in einer kleinen Schrift, mit der er in den 1980er Jahren an einer

damals intensiv geführten Diskussion teilgenommen hat, auf den erklärungsbedürftigen Umstand aufmerksam, dass auf Bildern des 16. Jahrhunderts, etwa der damals führenden niederländischen Maler, die mit besonderer Vorliebe Szenen des dörflichen Alltags gemalt haben, „Kinder, wenn überhaupt, nur in ganz geringer Zahl“ (Rabe 1980, S. 7) vorkommen. Dieser Befund sei, so Rabe, umso verwunderlicher, als zu dieser Zeit die unter 15-Jährigen mehr als 40 % der Gesamtbevölkerung ausmachten, man sich einen Alltag ohne Kinder also gar nicht vorstellen kann. Wie erklärt sich diese auffällige Abwesenheit der Kinder in der Malerei? Nun, Kinder hätten im Bewusstsein der Erwachsenen kaum eine Rolle gespielt, ist die Antwort Rabes. Sie, ihrer großen Zahl entsprechend, angemessen zu berücksichtigen, darauf hätten die Maler deshalb keinen Gedanken verschwendet und sich stattdessen auf das aus ihrer Sicht Interessante und Wichtige konzentriert.

In besonders pointierter Weise und ebenfalls auf ikonographisches Material gestützt hatte zuvor bereits der französische Arzt und Historiker Philippe Ariès (erstmalig 1960; dt. 1975) diese These von der ursprünglichen Abwesenheit einer besonderen Wahrnehmung der jungen Heranwachsenden als *Kinder* vertreten. Dabei hat Ariès weniger das Fehlen von Kindern in der zeitgenössischen bildenden Kunst moniert – seine Quelle sind nämlich neben anderem Familienporträts aus dem französischen Adel des 17. und 18. Jahrhunderts gewesen, die die Darstellung der Kinder selbstverständlich nicht ausgespart haben –, als vielmehr die unkindgemäße Darstellung der Kleinen auf diesen Porträts konstatiert. Je älter die Darstellungen seien, desto mehr glichen die dort abgebildeten Kinder in Gestalt, Kleidung und Gesichtszügen kleinen Erwachsenen. Erst sehr allmählich nähmen sie typisch kindliche Züge an. Aus dieser Erkenntnis hat Ariès den Schluss gezogen: In älteren Zeiten, z. B. im Mittelalter oder in der frühen Neuzeit, habe es ein Verständnis von Kindheit im uns heute vertrauten Sinne nicht gegeben. Sobald ein Kind aufrecht gehen und sprechen konnte, galt es als erwachsen und wurde – zum Beispiel in der Malerei – auch so dargestellt. Die Lebenswelt von Kindern und Erwachsenen sei noch eins und ungeschieden gewesen. In dieser Welt waren Kinder nichts anderes als, salopp ausgedrückt, etwas klein geratene, unfertige Erwachsene und verdienten keine andere Behandlung als die Erwachsenen auch. Nicht zuletzt habe es keine besonderen emotionalen Beziehungen zwischen den Eltern und ihren Kindern gegeben, etwa im Sinne dessen, was wir als Elternliebe bezeichnen und heute als ganz grundlegenden Aspekt von Kindheit begreifen. Dies alles habe sich erst im Laufe des 16. bis 18. Jahrhunderts geändert, erst dann hätten Eltern begonnen, ihre Kinder zu lieben, erst dann sei unser modernes Konzept von „Kindheit“ als einer Lebensphase eigener Wertigkeit entstanden und als eigenständiges Entwicklungs- und Bildungsmoratorium ausgestaltet worden.

Im Ergebnis ganz ähnlich argumentierte im selben Jahr wie Ariès der niederländische Psychiater Jan Hendrik van den Berg (1960). Dieser stützte zwar, ohne von Ariès Kenntnis zu haben, dessen These, versuchte sie aber mit einer anderen Beobachtung zu belegen. So wies van den Berg auf den Fall des Humanisten Erasmus von Rotterdam hin, der seine „Colloquia“ von 1552 dem sechsjährigen Sohn seines Verlegers gewidmet hat. Das ist zunächst nicht weiter bemerkenswert. Aber: Diese Colloquia lässt Erasmus mit dem Zwiegespräch eines jungen Mannes mit seiner Braut beginnen, worin sich die beiden über den Wert unterhalten, den eine Frau ihrer Jungfräulichkeit beimessen sollte. Das irritiert uns nun doch etwas, denn es erscheint dies eher nicht als ein

Thema, von dem wir heute sagen würden, es eigne sich dazu, zum Gegenstand kindlicher Erörterungen zu werden. Zu Zeiten des Erasmus, im 16. Jahrhundert, ist das aber offensichtlich anders gesehen worden. Der des Lesens Kundige, ganz gleich welchen Alters er war, nahm selbstverständlichen Anteil an der Erwachsenenwelt. Niemandem wäre es eingefallen, das kritikwürdig zu finden. Und die Heranwachsenden selbst, auch wenn sie – wie im eben geschilderten Fall – mitunter noch sehr jung waren, dachten und verhielten sich noch bis ins 18. Jahrhundert hinein dieser Erwartung gemäß. Van den Berg nannte beispielhaft Heinrich Jung-Stilling, der mit elf Jahren Luther und Calvin gelesen habe, und Goethe, der mit acht Jahren bereits Deutsch, Französisch, Griechisch und Latein geschrieben haben soll. Es seien erst die Pädagogen des Aufklärungszeitalters gewesen, besondere Erwähnung findet Rousseau, die sich dagegen ausgesprochen hätten, so etwas normal, ja erstrebenswert zu finden, und die sich für eine andere, eben in unserem heutigen Sinne kindgemäße Gestaltung dieser Jahre vor der Pubertät eingesetzt hätten.

Mit anderen Worten: Erst damals, vor rd. 250 Jahren, soll sich die Vorstellung durchgesetzt haben, Sechs-, Sieben- oder Achtjährige seien eben noch keine Zwanzig- oder Dreißigjährigen und dementsprechend anders zu behandeln als diese. Das ist in etwa auch der Zeitpunkt, von dem an auf den von Ariès untersuchten Bildern Kinder als Kinder dargestellt worden sind. Interessanterweise ist es auch das Zeitalter der Aufklärung gewesen, das einen Markt für Kinderliteratur hat entstehen lassen. Die Nachfrage nach Gedrucktem, das zwar für den Gebrauch durch die sich in die Kultur der Schriftlichkeit hineinfindenden Kinder bestimmt war, ohne ihnen damit schon uneingeschränkten Zugang zu allen denkbaren Themen der Erwachsenenwelt zu gewähren, hat im 18. Jahrhundert dramatisch zugenommen. Kinderbücher wurden damals zu einem bis heute aktuellen pädagogischen Medium.

Bei allem Anklang, den Ariès mit seinem Buch gefunden hat, bezüglich der Datierung der von ihm beschriebenen Vorgänge ist ihm auch widersprochen worden. So hieß es, das moderne Konzept von Kindheit möge zwar tatsächlich erst zu Beginn der Moderne, zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert, seinen Durchbruch erlebt haben. Seine Wurzeln aber seien viel älter und lägen im europäischen Mittelalter. So hat z. B. der französische Historiker Emanuel LeRoy Ladurie, der die Lebensverhältnisse in einem kleinen südfranzösischen Dorf am Ausgang des Mittelalters untersucht hat, bezüglich der Elternliebe, von der wir festgestellt haben, sie sei doch ein wesentliches Ingredienz von „Kindheit“, in kritischer Wendung gegen Ariès ausdrücklich konstatiert, nichts berechtige „zu der Vermutung, dass diese Leute ihre Kinder weniger geliebt hätten als wir unsere“, Kinderliebe sei deshalb alles andere als eine „Erfindung der bürgerlichen Kultur“ (LeRoy Ladurie 1993, S. 234, 232; das frz. Original ist 1975 erschienen). Der Pädagoge Klaus Mollenhauer (1987) bestätigt dies. Mollenhauer hat eine Madonnendarstellung des italienischen Malers Duccio di Buoninsegna von 1280 entdeckt und sie mit älteren Abbildungen desselben Genres verglichen. Dabei fand Mollenhauer auf Duccios Bild im Gegensatz zu den älteren Darstellungen den Jesusknaben schon eindeutig in der Pose des Kindes, nämlich mit dem Gesichtsausdruck eines Kindes und in lebendiger kindlicher Interaktion mit seiner Mutter (indem es seine Händchen nach der Muttergottes ausstreckt) gemalt. Vergleicht man Duccios Darstellung beispielsweise mit einer Madonnendarstellung in einem Evangeliar des 12. Jahrhunderts, wie wir es in dem Buch von Donata Elschenbroich (1977, S. 13)

abgebildet finden, so fallen die Unterschiede tatsächlich sofort ins Auge. Auf der älteren Abbildung sehen wir den Jesusknaben noch ganz in der Haltung eines Erwachsenen und er verfügt auch über dessen Körperproportionen. Zu seiner Zeit aber, schreibt Mollenhauer, sei Duccio keineswegs der einzige gewesen, der einen kindlichen Jesus gemalt habe. Auch andere Künstler hätten dies getan, und damit offensichtlich Anklang bei ihren zahlenden Auftraggebern gefunden, die sich und ihr Verhältnis zu Kindern in diesen Bildern widergespiegelt gefunden hätten.

Dies aber erlaubt den Schluss: Nicht erst am Beginn der Moderne, im 16. bis 18. Jahrhundert, wie Ariès behauptet hat, sondern schon im Hohen Mittelalter muss das Eltern-Kind-Verhältnis so beschaffen gewesen sein, dass sich daraus eine neue Art und Weise, Kinder bildlich darzustellen, ergeben hat. Dazu passt der aus der Kirchengeschichte bekannte Umstand, dass erstmals in der Theologie des hohen Mittelalters dem Gottessohn als Kind und Jüngling besondere Aufmerksamkeit und Verehrung zuteil geworden ist. Dass man sich in der Folge dieser Entwicklung den Kindern in besonderer Weise zuwandte und die Ausbildung eines emotionalen, liebevollen Verhältnisses der Erwachsenen den Kindern gegenüber dadurch begünstigt wurde, diese Vermutung erscheint durchaus begründet, wenn man weiß, welche hohe Bedeutung Fragen des Glaubens auch für den Alltag der Menschen dieses Zeitalters zukamen (vgl. dazu auch Rosenmayr 1978).

Natürlich haben auch noch andere, nicht in der Ideenwelt, sondern in den realen Lebensumständen der Menschen liegende Gründe dafür gesorgt, dass Eltern ihre Kinder geliebt haben. Neues entsteht in der Geschichte bekanntlich immer dann, wenn sich wirkmächtige Ideen Geltung verschaffen können, weil ihnen eine bestimmte soziale Realität zum Durchbruch verhilft. Geben wir hierzu noch einmal dem schon zitierten Emanuel LeRoy Ladurie das Wort. Dieser schreibt: „Kinderliebe – und also die Trauer beim Tode von Kindern – drückte . . . nicht zuletzt die Sorge der Eltern für das eigene Wohlergehen aus“ (LeRoy Ladurie 1993, S. 232). Noch bis ins 19. Jahrhundert hinein (!) war die Masse der von Armut betroffenen Bevölkerung nur überlebensfähig, wenn die Familien über eine große Zahl an Kindern verfügten, die kräftig mitarbeiten und so das Familieneinkommen aufbessern konnten. Aber auch erwachsen geworden verloren die Kinder für ihre Eltern keineswegs an Wert. Jahrhundertelang waren Kinder so etwas wie die „Altersvorsorge“ ihrer altershalber arbeitsunfähig gewordenen Eltern. „Was soll jetzt aus mir werden“, habe ein alter Vater, Bewohner des Dorfes Montailou, unter Tränen ausgerufen, als man ihm die Nachricht vom Tod seines Sohnes überbrachte, berichtet LeRoy Ladurie (vgl. ebd.). Kurzum: Kinder besaßen für ihre Eltern einen materiellen Wert. Nicht zuletzt aus diesem Grund wurden sie von ihren Eltern geliebt.

Ariès hat der Kritik an seinem Datierungsvorschlag ihre Berechtigung nicht abgesprochen. Anlässlich des Erscheinens der zweiten Auflage seines Buches akzeptierte er den Vorwurf, er operiere mit absoluten Anfangskonstruktionen (Ariès hatte von einer „Entdeckung“ der Kindheit gesprochen), wo es sich tatsächlich eher um einen lang angebahnten Wandel handelte. So gestand Ariès zu: „Wenn ich dieses Buch heute konzipieren müsste, wäre ich besser gegen die Versuchung gefeit, einen absoluten Ursprung, einen Nullpunkt zu bestimmen. Die großen Linien würden jedoch unverändert bestehen bleiben. Ich würde lediglich neuen Gegebenheiten Rechnung tragen und mehr Gewicht auf das Mittelalter und seinen reichen Herbst legen“ (Ariès 1975,

S. 54). Man wird also von einem prozesshaften Geschehen ausgehen dürfen, in dessen Verlauf bereits im Hohen Mittelalter ein neues Verhältnis zum Kind Kontur gewonnen hat (so auch Arnold 1980; ders. 1986), das dann in der Neuzeit Voraussetzung der Entstehung eines besonderen Umgangs mit Kindern geworden ist. Unter allen Teilnehmern an der Diskussion um die „Entdeckung der Kindheit“ hat wohl am deziertesten der amerikanische Historiker Lloyd de Mause (1980), der den Wandel der Eltern-Kind-Beziehung von einem eher kühl-distanzierten Verhältnis in der Antike bis hin zu einem emotional-liebevollen in der Moderne nachgezeichnet hat, diesen Prozesscharakter des Geschehens betont.

Welches waren nun die Folgen dieser emotionalen Annäherung der Erwachsenen an die Kinder, die „Kindheit“ im modernen Sinne erst hat möglich werden lassen? Nun: Kinder als anders zu begreifen, führt dazu, sie auch anders zu behandeln. In ihnen nicht mehr kleine Erwachsene zu sehen, das bringt Erziehung und Bildung ins Spiel. Mit anderen Worten: In dem Maße, in dem die europäisch-abendländische Kultur ein von besonderer Zuwendung gezeichnetes Verhältnis den Kindern gegenüber entwickelt hat, hat sie auch die Erziehungs- und Bildungsbedürftigkeit des Kindes entdeckt und die sich daraus ergebenden Aufgaben gleichermaßen den Eltern und der Schule übertragen. So ist „Kindheit“ im modernen Sinne entstanden. Für beides spielt der Beginn der Neuzeit, das 16. Jahrhundert, das Zeitalter des Humanismus und der Reformation, eine zentrale Rolle. In diesem Sinne haben wir oben vom endgültigen *Durchbruch* des Kindheitskonzepts in diesem Zeitraum gesprochen. Als Auslöser dürfen insbesondere zwei Ereignisse angenommen werden:

- Die führenden Humanisten und Reformatoren beschreiben das Kind als erziehungsbedürftiges Wesen. Die unterschiedlichen theologisch-anthropologischen Begründungsmuster eines Erasmus von Rotterdam oder eines Martin Luther brauchen uns hier nicht zu interessieren. In der Konsequenz läuft es aber bei allen Reformations-theologen darauf hinaus: Um vom Kind zum Erwachsenen zu werden und als solcher seine Bestimmung als Christenmensch zu erfüllen, bedarf das Kind einer möglichst guten Erziehung. Das – salopp ausgedrückt – mit beiden Beinen erfolgreich im Leben Stehen spielt in der reformatorischen Vorstellung, denken wir nur an die in dieser Hinsicht besonders konsequenten Anhänger Calvins, eine ganz wichtige Rolle. Zunächst sind es die Eltern, die hier in die Pflicht genommen werden; die Familie als Erziehungsraum entsteht. Die Pflicht zur Erziehung des eigenen Nachwuchses im Bewusstsein der Eltern zu verankern, erklärt die Eindringlichkeit der Worte, die Luther in seinem „Sermon von dem ehelichen Stande“ von 1519 wählt: „Das sollen die Eheleute wissen, dass sie Gott, der Christenheit, aller Welt, ihnen selbst und ihren Kindern kein besser Werk und Nutzen schaffen mögen, denn dass sie ihre Kinder wohl aufziehen. Es ist nichts mit Wallfahrten gen Rom, gen Jerusalem, zu S. Jakob. Es ist nichts, Kirchen bauen, Messen stiften, oder was für Werke genannt werden mögen, gegen diesem einigen Werk, dass die Eheleute ihre Kinder ziehen“ (zit. n. Rabe 1980, S. 37). Tiefsitzende Vorbehalte gilt es hier zu überwinden, sehen die Eltern doch in ihren Kindern wenn auch geliebte Wesen, so doch nicht zuletzt Arbeitskräfte, die es so bald als möglich zu Gunsten der Familienökonomie einzusetzen gilt. Wir haben oben auf diesen Sachverhalt hingewiesen. Dass die Ideen Luthers und der anderen Reformatoren sich letztlich durchsetzen

können, so dass wir heute einen unauflöslichen Zusammenhang zwischen Elternschaft, Kindheit und Erziehung herstellen, hat viele Gründe. Wir nennen nur zwei: (1) Die mit der Entstehung des Lohnarbeitersystems allmähliche Herausbildung der modernen Kleinfamilie, die nicht mehr als umfassende Produktionseinheit fungiert. Eine vom Produzieren entlastete und aufs Konsumieren beschränkte Familie aber kann sich verstärkt den Re-Produktionsaufgaben zuwenden, darunter als deren zentraler der Erziehung der Kinder, welche im Rahmen des bürgerlichen Rollenmodells den Müttern zufällt. (2) Verbesserte Anbaumethoden, der technische Fortschritt, allgemein die kapitalistische Form der Warenherstellung und -distribution. Sie erlauben es, immer mehr Menschen aus dem Produktionsprozess zu entlassen – etwa, um sie in einer sich kontinuierlich ausdehnenden Lebensphase zu erziehen. In der Entstehung von Kindheit manifestiert sich eben auch der allmählich wachsende Wohlstand einer Gesellschaft.

- Einig sind sich die Reformatoren auch in der Bedeutung, die sie der Schule als dem Ort der Bildung zumessen. Zwar ist die Schule keine Erfindung der Reformation, denken wir nur an die Dom-, Stifts- und Klosterschulen des Mittelalters. Und auch die Antike kannte schon ein hoch entwickeltes Schulwesen (vgl. dazu Konrad 2007). Die genannten Dom- und Klosterschulen wurden jedoch nur von einer verschwindend kleinen Zahl von Kindern besucht, im Grunde nur von denen, die Kleriker werden wollten oder sollten. Die Reformation nun bringt die Ausweitung des Schulbesuchs auf tendenziell alle Kinder. Nach reformatorischer Lehre kann der Gnade Gottes nur teilhaftig werden, wer durch die Lektüre der Heiligen Schrift zu einer eigenständigen Erkenntnis des Wortes Gottes fähig ist. Luther verlangt deshalb 1524 in einem Aufruf an die Ratsherren der deutschen Städte die Einrichtung von Schulen. Tatsächlich werden in den protestantisch gewordenen freien Reichsstädten und in den reformierten Ländern zahlreiche Schulen errichtet. Das Schulwesen nimmt besonders in den reformierten Gebieten Deutschlands und Europas einen großen Aufschwung. Immerhin besuchen in den Städten an der Wende zum 17. Jahrhundert die meisten der jungen Heranwachsenden eine Schule und der Anteil der des Lesens und Schreibens kundigen Erwachsenen steigt auf 50 % und mehr an. Kindheit ist seit dieser Zeit auf dem unumkehrbaren Weg, zur Schulkindheit zu werden – auch wenn dieser Prozess für wirklich alle Kinder erst im 19. Jahrhundert abgeschlossen sein wird. Es war im Rahmen der im ersten Abschnitt dieses Kapitels angesprochenen Diskussion vor allem der amerikanische Soziologe Neil Postman (1983), der diesen Gedanken von der konstitutiven Kraft der Scholarisation als Einführung in die Literalität bei der Entstehung des modernen Kindheits-Konzepts betont hat.

### 1.3 Das Kindheitskonzept wird konkret

Halten wir kurz inne. Wir wissen nun: Unsere moderne Vorstellung von Kindheit, die im Kern auf einer besonderen, einer emotionalen Erwachsenen-Kind-, insbesondere Eltern-Kind-Beziehung beruht, bildet sich im Zuge eines länger andauernden histori-

schen Prozesses heraus. Im größeren Rahmen dieses neuen, modernen Bildes vom Kind bricht sich im 16. Jahrhundert ein weiterer Gedanke Bahn: Kinder bedürfen der Erziehung und Bildung! Kindheit steht fortan unter dem Primat des Pädagogischen. In Familie und Schule erfahren Erziehung und Bildung ihre institutionelle Rahmung. Während jedoch Schul- und Unterrichtstheorien schon sehr alt, nämlich so alt wie die Schule sind und sich deshalb bis in die griechisch-römische Antike zurückverfolgen lassen, finden wir ein systematisches Nachdenken über die vor- und außerschulische Erziehung der kleinen Kinder, deren Ort die Familie ist, in nennenswerter Breite erst nach dem Reformationszeitalter. Mit Rousseau, Pestalozzi, Fröbel und anderen erreicht diese Diskussion in jenem klassischen Zeitalter von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hin ihren vorläufigen Höhepunkt. Von der besonderen Bedeutung des Aufklärungszeitalters – erinnern Sie sich an Rousseau und die Entstehung der Kinderliteratur, beides ist oben schon angesprochen worden – war bereits die Rede. Kinder sind niemals zuvor und seither kaum je wieder so hymnisch verehrt, Kindheit geradezu ins Überirdische entrückt worden wie damals. Lassen wir Friedrich Fröbel sprechen, der 1838 schrieb: „Schon das Wort ‚Kind‘ erregt den Menschen erhebend und macht ihn froh, wie der Anblick eines gesunden Kindes ihn mit Freude und Wonne erfüllt und der Gedanke eines reinen Kindes das Gemüt mit den schönsten Hoffnungen schwellt. Es ist dies das Gefühl der Wiedererscheinung eines Menschen in reiner Kindheit; es ist dies die Hoffnung der Wiederkehr eines neuen Frühlings der Menschheit, wie die schwellende Knospe die Wiederkehr des Erdenfrühlings verkündigt; es ist dies die Ahnung einer Gottesoffenbarung im Kinde und durch das Kind; da ja Gott der Schöpfer aller Wesen, die Quelle alles Lebens ist und so in allem Leben, vor allem in dem ungetrübten Leben eines Kindes, sich uns das einige Gottesleben kund tut“ (Fröbel 1982, S. 37). Das klingt doch recht anders als jener Ausruf des von LeRoy Ladurie zitierten Vaters aus dem Dorf Montaillou am Ausgang des Mittelalters. Kinder werden nun nicht mehr geliebt, weil sie den Eltern eine unentbehrliche Stütze im Siechtum des Alters sind oder überhaupt erst das ökonomische Überleben der Familie sichern, sie werden geliebt um ihrer selbst willen.

Wir können die Vielfalt der Kindheitskonzepte, wie sie über die Jahrhunderte hinweg bis ins 19. Jahrhundert hinein entfaltet worden sind und die alle um den Gedanken der Erziehung kreisen – also letztlich frühpädagogische Konzepte sind –, hier nicht in der eigentlich wünschenswerten Breite darstellen und beschränken uns deshalb auf die Nennung einiger großer Namen:

- Der böhmische Theologe Johann Amos Comenius (1592–1670) legt schon im 17. Jahrhundert in mehreren Schriften einen Erziehungsplan vor, der auch die frühen Lebensjahre des Kindes und dessen Erziehung in der Familie umfasst. Hinzuweisen ist hier besonders auf das „Informatorium der Mutterschul“ von 1633, eine Art Leitfaden, mit dem der Autor den Müttern Hinweise zur Erziehung ihrer Kinder geben will (vgl. Comenius 1962). Außerdem verfasst Comenius mit dem „Orbis Pictus Sensusualium“, ein Text-Bilder-Buch, das dem Leser und Betrachter die ganze Welt in Bildern und Worten zu erklären versucht hat, das vermutlich erste Kinder-Buch der europäischen Moderne.
- Der englische Philosoph John Locke (1632–1704) veröffentlicht 1693 seine „Gedanken über Erziehung“, worin er die Erziehung eines Knaben von der frühen



Kindheit bis zum „Gentleman“ schildert (vgl. Locke 1970). Als ein Vertreter der Aufklärung glaubt Locke an die schier unbegrenzte Macht der Erziehung. Das Kind ist ihm ein „unbeschriebenes Blatt Papier“, wie „Wachs, das man pressen und formen kann, wie man will“, wenn man mit der Erziehung nur früh genug beginnt. In der Erziehung ist Locke ein Verfechter des Vernunft-Prinzips. Der rechte Gebrauch der Vernunft ist zugleich Erziehungsziel wie auch Erziehungsmittel, weil es nur auf dem Wege des vernünftigen Argumentierens zu erreichen sei.

- Im Jahre 1762 erscheint das Buch des aus Genf stammenden Jean-Jacques Rousseau (1712–1778), „Emil oder über die Erziehung“ (vgl. Rousseau 1978). Revolutionär ist die Idee, Erziehung solle sich nicht an den Wünschen der Erwachsenen orientieren, sondern an den Bedürfnissen des Kindes. Wenn Locke an die Macht der Vernunft geglaubt hat, dann hat Rousseau ihren Ergebnissen in höchstem Maße misstraut. Daraus ergibt sich als weitere Rousseausche Forderung, die Erwachsenen sollten sich so weit wie möglich aus der Erziehung heraus halten und nur dafür sorgen, dass dem Kind in ausreichendem Umfang Gelegenheiten zu lernen und Erfahrungen zu sammeln zur Verfügung stehen („negative Erziehung“).
- In Briefform publiziert 1827 der Schweizer Pädagoge Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827) seine Überlegungen zur pädagogischen Gestaltung des Mutter-Kind-Verhältnisses (vgl. Pestalozzi 1924). Neben der sozialen und der moralischen Erziehung besteht die Hauptaufgabe der Erziehung im frühen Kindesalter in der intellektuellen Elementarbildung. Dazu hatte Pestalozzi zuvor (1801) schon einfache, auf der Verwendung der Grundkategorien der Zahl, der Form und des sprachlichen Lauts basierende Übungen, die berühmte „Elementarmethode“, entwickelt und unter dem bezeichnenden Titel „Ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten“ veröffentlicht (vgl. Pestalozzi 1956).
- Der Thüringer Friedrich Fröbel (1782–1852) macht ebenfalls den frühen Mutter-Kind-Bezug zum Ausgangspunkt seiner pädagogischen Methode. Vergleichbar der Idee, die hinter Pestalozzis Elementarpädagogik steht, entwickelt Fröbel in seinen „Mutter- und Koseliedern“ von 1844 (vgl. Fröbel & Pfahler 1982) einfachste Spiele und Lieder, mit deren Hilfe die Mütter ihre Kinder mit den grundlegenden Gegebenheiten der Welt bekannt machen können. Aber er bleibt nicht dabei stehen. In zahlreichen Schriften verfolgt Fröbel die Entwicklung des Kindes bis ins Primarschulalter hinein. Bezüglich seiner Erziehungsauffassung – er spricht von „nachgehender Erziehung“ – steht Fröbel Rousseau sehr nahe. Nicht zuletzt aber entdeckt Fröbel das Spiel als die entscheidende Triebfeder der kindlichen Entwicklung.

Was man leicht erkennen kann, das sind die Adressatinnen dieser Art von Literatur. Es waren die Mütter! Sie sollten angesprochen und zur guten Erziehung aufgefordert und darin angeleitet werden. Selbst bei Locke und Rousseau, in deren Büchern es um kleine Jungen geht, die von männlichen Erziehern unterwiesen werden, standen die bürgerlichen Mütter als Zielgruppe im Mittelpunkt. Sie erinnern sich, was wir vorhin zur Entstehung der bürgerlichen Kleinfamilie und zur Rollenverteilung innerhalb der bürgerlichen Kleinfamilie ausgeführt haben.

Noch einmal: Vollständigkeit im Sinne einer lückenlosen Darstellung aller in der Geschichte entworfenen Theorien der frühkindlichen Erziehung ist hier nicht beabsichtigt. Wer daran interessiert ist, sei auf den Beitrag von Winfried Böhm verwiesen

(vgl. Böhm 1988). Alle denkbaren Autoren und deren Ansichten hier zu Wort kommen zu lassen, ist auch deshalb nicht nötig, weil hinter allen Erziehungskonzepten letztlich zwei alternative Kinderbilder stehen. Und zwar die folgenden:

- Das Kind als mehr oder weniger unwissendes und inkompetentes Objekt einer Erziehung, die sein ungezähmtes Wesen erst zivilisieren und zur Vernunft bilden muss. Der kindliche Geist – ein unbeschriebenes Blatt. Erziehung kommt hier eine alles entscheidende Schlüsselrolle zu. John Locke, ein Protagonist der Aufklärung, kann für diese Sichtweise beispielhaft stehen.
- Das Kind als natürlich begabtes, mit produktiver Phantasie und ahnender Erkenntnisfähigkeit ausgestattetes und in dieser Hinsicht dem Erwachsenen, der sein Reifen und Werden behutsam zu begleiten hat, überlegenes Wesen. Erziehung hat hier nur eine ergänzende, die Entwicklung des Kindes begleitende Bedeutung. Friedrich Fröbel, ein Protagonist der Romantik, kann für diese Sichtweise als Beispiel stehen.

Beide Sichtweisen sind bis heute lebendig. Mal mehr, mal weniger ausgeprägt.

Allerdings hat sich in den letzten Jahren verstärkt noch ein drittes Bild vom Kind zunehmend Geltung verschaffen können, das in der Diskussion als konstruktivistisch und postmodern bezeichnet wird (vgl. Dahlberg, Moss & Pence 1999), letztlich aber nur eine Weiterentwicklung oder Radikalisierung des romantischen Bildes vom Kind darstellt. „Konstruktivistisch“ wird dieses Bild vom Kind genannt, weil das Kind im Sinne des so genannten Konstruktivismus als ein sich in autonomer Weise seine Welt, sein Wissen und seine Bildung aktiv aneignendes bzw. eben ‚konstruierendes‘ Wesen vorgestellt wird. Erziehung im klassischen Sinne, als Begleitung, Leitung und Führung eines jungen Menschen durch einen älteren, spielt hier, jedenfalls in der Theorie, keine Rolle mehr. Das war zwar schon im romantischen Bild vom Kind so angedacht, aber, wie gesagt, nicht in dieser Konsequenz. „Postmodern“ heißt dieses Bild vom Kind, weil es sich von den eben herausgearbeiteten beiden ‚modernen‘ Kinderbildern unterscheidet, was – wie gezeigt – allenfalls graduell zutrifft.

Ein Letztes: Mit der Lebenswirklichkeit der Kinder, das sollte am Ende dieses Kapitels doch noch erwähnt werden, hatte das alles natürlich wenig zu tun. Der Alltag sah für die meisten Kinder ganz anders aus. Im Extremfall so, wie Friedrich Engels praktisch zur selben Zeit wie die vorhin zitierte Fröbel-Äußerung das in seinem Buch zur „Lage der arbeitenden Klasse in England“ beschrieben hat: „In den Kohlen- und Eisenbergwerken . . . arbeiten Kinder von 4, 5, 7 Jahren; die meisten sind indeß über 8 Jahre alt. Sie werden gebraucht, um das losgebrochene Material von der Bruchstelle nach dem Pferdeweg oder dem Hauptschacht zu transportieren, und um die Zugthüren, welche die verschiedenen Abtheilungen des Bergwerks trennen, bei der Passage von Arbeitern und Material zu öffnen und wieder zu schließen. Zur Beaufsichtigung dieser Thüren werden meist die kleinsten Kinder gebraucht, die auf diese Weise 12 Stunden täglich im Dunkeln einsam und in einem engen, meist feuchten Gänge sitzen müssen, ohne selbst auch nur so viel Arbeit zu haben, als nöthig wäre, sie vor der verdummenden, verthierenden Langeweile des Nichtsthuns zu schützen. Der Transport der Kohlen und des Eisensteins dagegen ist eine sehr harte Arbeit, da dies Material in ziemlich großen Kufen ohne Räder über den holprigen Boden der Stollen fortgeschleift werden muss, oft über feuchten Lehm oder durch Wasser, oft steile Abhänge hinauf, und durch Gänge, die zuweilen so eng sind, dass die Arbeiter auf Händen und Füßen